

Storches hat überzeugende Einblicke gegeben etwa in die wirtschaftliche Bedeutung dieses Vogels, der zum Beispiel Maulwurfsgrielen, Maikäfer und Mäuse in Mengen aufnimmt, ferner in die Ursachen des bedauerlichen Bestandschwundes (siehe F. Hornberger, hier 1951, Heft 2, S. 53–60). Eine der Hauptursachen ist die vor allem den Jungstörchen gefährliche Verdrahtung der Landschaft, eine andere der trotz des Verbotes noch heute vielfach geübte Abschuss der Durchzügler in Frankreich (nicht Elsaß) und Spanien. Entsprechende internationale Schritte sind getan. Eine ebenfalls in die Praxis schlagende Arbeit sind die regelmäßigen Bestandsaufnahmen des Wassergeflügels, die in Abstimmung mit der Internationalen Wildfowl Inquiry (Sitz London) durchgeführt werden. Unser Herr Sonnabend fährt an bestimmten Tagen das Gebiet von Überlinger- und Untersee ab und nimmt genaue Zählungen vor, ebenso wie andere Mitarbeiter auf ihren Wasserflächen. Unsere Aufmerksamkeit gilt besonders dem Juwel der Untersee-Vögel, der stattlichen, bunten Kolbenente, die hier in kleiner Zahl brütet, in großer (bis zu 7000 erfaßt) im Herbst hier rastet. Natürlich beschäftigt uns auch das Thema der Wasserjagd auf dem Untersee, das in der Öffentlichkeit so viel Unruhe erregt hat. Die Vogelwarte hat bei der Neuordnung Rat erteilt. Beide so heftig sich befehdenden Parteien sind mit ihren Angaben übers Ziel geschossen; auch die Tierschutz- und Naturschutzseite (der Fragenteil Belchenjagd ist mehr Tierschutz- als Naturschutzsache) war mit ihren Forderungen nicht immer gut beraten. Die Grundsatzfrage liegt ziemlich einfach: Im Zeitalter hochentwickelter

Feuergewehre kann nicht auf alte Rechte gepocht werden, die zu einer Zeit harmloser Jagdweisen und ungeschmälerter Wildvogelbestände am Platz gewesen sein mögen. Ein solche museumsreife Regelung konnte sich nur da halten, wo es nicht um unmittelbare Lebensfragen des Menschen geht. Die nunmehr erzielten Zugeständnisse sind nicht ausreichend. Man hätte vor allem das Jagdschutzgebiet in dem vorgesehenen Umfang, nicht nur als schmalen Uferstreifen, anerkennen sollen.

Abgesehen von diesem Punkt gibt es noch genug Fälle, wo das Reich der Vögel in enge Beziehung zu dem des Menschen tritt: Im Einzelfall, den meisten unbewußt, als Faktor unserer wirtschaftlichen und wohl noch mehr als Faktor unserer gemütmäßigen und geistigen Welt. Die Klasse der Vögel mit ihrer Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit ist ein Meisterstück der Natur, das uns viel Wichtiges lehren kann. Unsere Aufgabe ist es, die Gesetzmäßigkeiten herauszuarbeiten, mit denen die Vögel in die wechselvollen Bedingungen ihrer – oft in große Fernen reichenden – Umwelt eingepaßt sind. Ist für solche Untersuchungen die Kurische Nehrung auch nicht eigentlich zu ersetzen, so bietet der Bodenseeraum als Forschungsgebiet und als Lenkungsstelle für die Arbeiten in einem weiteren Raum doch besonders günstige Bedingungen. Wir sind froh, daß im Unterschied zu den ersten Nachkriegsjahren die Grenzfragen des „Dreiländer-Sees“ jetzt kaum mehr eine störende Rolle spielen. Wir heben vor allem dankbar die gute Zusammenarbeit mit den schweizerischen Ornithologen hervor.

Michel Buck als Student

Von Heinz-Eugen Schramm

Aus dem Nachlaß des oberschwäbischen Namen- und Volkskundlers, Mundartdichters und Arztes Michael Richard Buck (1832–1888) ist in jüngster Zeit viel Neues zutage gefördert und teilweise auch verbreitet worden. Besonders aber zogen die „Bagenga“, die in dritter, erweiterter Auflage 1952 erschienen sind¹ aufs neue die Aufmerksamkeit weiter Leserkreise auf sich und führten dieser eigenwilligen und urwüchsigen Dichterpersönlichkeit viele neue Freunde zu. Einen, wenn auch noch so knappen Gesamtüberblick über Leben, Werk und Verdienste dieses großen Oberschwaben zu geben, muß ich mir hier im Hinblick auf die Beschränkung des zur Verfügung stehenden

Raumes versagen; wer Näheres darüber wissen will, möge mein Nachwort in den neuen „Bagenga“ nachlesen.

Was uns hier ausschließlich beschäftigen soll, ist der Student Michel Buck, der bisher noch nie zum Gegenstand einer Betrachtung gemacht wurde. Einerseits rührt dies daher, daß der Nachlaß für diesen Zeitraum eine gewisse Lücke aufweist², zum andern aber ist das Totschweigen gerade dieses für Buck doch so entscheidenden Lebensabschnittes in einer, wenn ich so sagen darf, falschen Pietät der bisherigen Buckforschung zu suchen, und zwar einiger „dunklen“ Punkte wegen.

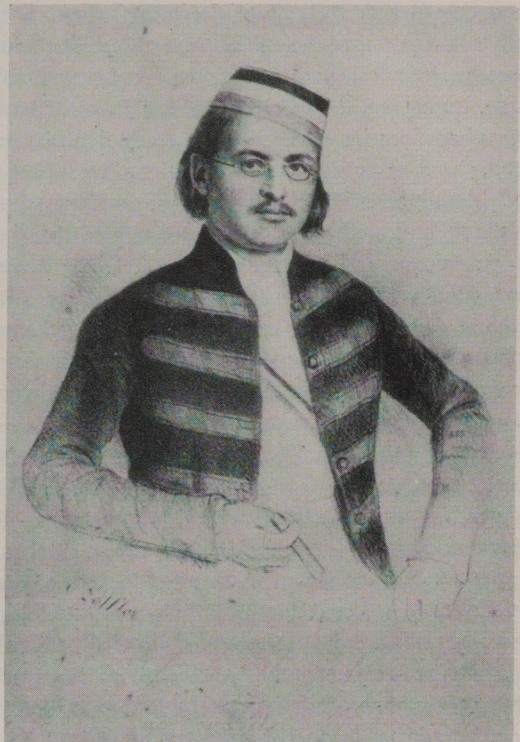
Als ältester Sohn eines vermögenden Bauern aus Ertingen (Oberamt Riedlingen) war er zunächst ebenfalls zu bürgerlichem Berufe bestimmt, und erst nach langem Drängen gab der Vater seine Einwilligung zum Besuch des Gymnasiums zu Biberach. Es muß, wie Michel Buck in seinen „Kindheitserinnerungen“ erzählt, ein harter Kampf gewesen sein, bis dies insbesondere durch die Fürsprache seiner Mutter 1843 erreicht war.

Vom Gymnasium Biberach trat er 1848 nach bestandenen Landexamen auf das niedere Konvikt zu Ehingen über, wo er sich durch besonderen Fleiß und durch große Belesenheit auszeichnete. Seine für sein späteres Wirken tiefgreifendste Förderung jedoch erfuhr er durch seinen Lehrer, den späteren Tübinger Universitätsprofessor Dr. Felix von Himpel (1821 bis 1890), der in ihm vor allem die Freude an den alt-deutschen Sprachen und am Sagenschatz zu wecken verstand. In den „Vakanzen“ machte Michel Buck damals schon seine ersten Exkursionen in die nähere Umgebung von Ertingen, um die Bevölkerung nach alten Zauberformeln, Sagen und Sprüchen auszufragen. Im Frühjahr 1852 unterzog er sich in Stuttgart mit Erfolg der Reifeprüfung.

Seinen Entschluß – entgegen den früheren Absichten – nicht katholische Theologie zu studieren, scheint er ziemlich überraschend gefaßt zu haben. Da sein Vater jedoch inzwischen verstorben war³, hatte er von seiten seiner Mutter wohl wenig Widerstand zu erwarten gehabt, und so gelang es ihm, seinen Willen durchzusetzen. Weshalb er sich dann allerdings an der Universität Tübingen gerade als Mediziner und nicht als Germanist einschrieb, wird wohl immer ungeklärt bleiben. Nachträglich jedenfalls bereute er dies bisweilen⁴.

So bezog denn Buck im Sommersemester 1852 die Universität Tübingen, nachdem sich seine Mutter der Universität gegenüber urkundlich zur Übernahme der Kosten dieses Studiums verpflichtet hatte⁵. Aus späteren Briefen geht hervor, daß Michels Geschwister (damals lebten von zehn noch acht) dieses Studium von Anfang an mehr oder weniger als unnötigen Kostenaufwand empfunden und als Schmälerung eigener Interessen mißbilligt haben. Der „Wechsel“, den der Student Buck von zu Hause bezog, mag also nicht allzu reichlich bemessen gewesen sein.

Doch wenden wir uns zunächst einmal seinen wissenschaftlichen Studien zu, denen er vom Sommersemester 1852 bis zum Sommersemester 1856 und vom Wintersemester 1857/58 bis zum Herbst 1858 in Tübingen oblag. Seine Lehrer waren Männer mit teils recht klangvollen Namen: die Professoren v. Bruns,



Michel Buck um 1853.
Nach einem Steindruck von C. Löffler

Griesinger, Breit, Luschka, v. Rapp, Autenrieth, Vierordt, Sigwart, Mohl, Quenstedt, Reusch, Schloßberger und Fichte. Nachrichten über seine Fortschritte und vor allem seinen Arbeitseifer sind zwar nicht auf uns gekommen, nach all dem, was wir über ihn vor und nach seiner Tübinger Zeit wissen, dürfen wir jedoch annehmen, daß er sein Studium sehr ernst nahm. Wenn seine Studentenzeit – wie wir im folgenden sehen werden – in gewisser Beziehung einen Bruch gegenüber seiner früheren Lebensauffassung aufweist, seine wissenschaftliche Arbeit dürfte davon auszunehmen sein; denn dazu war er in seine Arbeit immer viel zu sehr „vernarrt“. Diese Auffassung wird durch die für damalige Verhältnisse nicht übermäßige Dauer seines Studiums, sowie durch die bewältigten Examina gestützt: Im Wintersemester 1856/57 promovierte er in München bei Professor v. Siebold über die „Differenzialdiagnose der Unterleibsgeschwüre“ zum Doktor der Medizin. Das medizinische Staatsexamen bestand er, nachdem er zuvor noch im Sommersemester 1857 am „Allgemeinen Krankenhaus“ zu Wien praktiziert hatte, im Herbst 1857 in Tübingen, die gerichtsarztliche Prüfung im November 1858. Inwieweit er neben seinem eigentlichen Fachstudium auch noch Vorlesungen anderer Fakultäten, insbeson-

dere der Germanistik hörte, ist nicht belegt. Seine späteren Kenntnisse der mittel- und althochdeutschen Sprache jedoch legen eine solche Vermutung sehr nahe, zumal auch Gedichte von ihm in mittelhochdeutscher Sprache erhalten sind. Auch der Namenkunde wandte er sich damals schon zu, wozu ja gerade die altdutschen Sprachen die Grundlage bilden mußten, und noch kurz vor seinem medizinischen Staatsexamen studierte er, wie Anton König berichtet⁶, Holländisch und Flämisch. Den stärksten Auftrieb in dieser Richtung gab ihm jedoch die Bekanntheit mit Ludwig Uhland im Februar 1858, bei dem er durch seine Freunde Anton Birlinger und Adalbert von Keller eingeführt wurde.

Doch nicht genug damit, auch auf dichterischem Gebiete versuchte er sich schon in jener Tübinger Zeit. Abgesehen von „Kneipzeitungen“ arbeitete er, wie er unter dem 3. November 1856 in einem Briefe an Franz Binder vermerkt, an einer „Biographie eines Studio“ in der Tonart des Abraham a Sancta Clara, deren erste Fassung er schon im Ehinger Konvikt abgeschlossen hatte und nun weiter auszubauen trachtete. Dieses erste Werk Bucks ist leider verlorengegangen. Mundartgedichte schrieb er damals noch keine.

Daß ein Feuerkopf wie Michel Buck neben all dem noch eines Ausgleiches, eines Ventiles bedurfte, das seiner jugendlichen Vitalität Rechnung trug, ist nur allzu verständlich; und daß er diesen Ausgleich im geselligen Umgang mit gleichgesinnten Geistern suchte, bedarf eigentlich gar keiner Erwähnung. Und so trat denn Buck schon 1852 der Tübinger akademischen Verbindung und späteren Landsmannschaft *Ulmia* bei, unterhielt jedoch anscheinend auch freundschaftliche Beziehungen zur Konviktoerverbindung *Danubia*⁷, die ihr Kneiplokal im Gasthaus „Zum König“ hatte. So mußte der Danube Anton Birlinger⁸ noch vieles vom köstlichen Humor desselben zu berichten und rühmte dessen „geistreichen Witz und seine unerschöpfliche Originalität“, womit er im Kneiplokal oder wenn dieses zu klein wurde, im Freien über die verschiedenartigsten Themen, so zum Beispiel über „die wohltätige Wirkung des Bieres“ oder ein andermal „über die Sitten und Einrichtungen der Chinesen“ nach Art akademischer Vorlesungen oder im Stile des weiland Abraham a Sancta Clara vor den anwesenden Studenten humoristische Vorträge hielt⁹. Es ist dies das zweitemal, daß wir hier auf den Namen Abraham a Sancta Clara stoßen; es bedarf daher auch keiner langen Erklärung mehr, weshalb Buck bei den „Ulmern“ den Kneipnamen „Clara“ erhielt. So trägt denn auch ein erst in allerjüngster Zeit durch das Entgegenkommen der Landsmannschaft *Ulmia* zu

Tübingen der Buckforschung erschlossenes *Studentenbildnis* Bucks die Widmung: „Clara Buck sm. Bürstier z. fr. Erinn. Tübingen.“ Dieses Steindruckbildnis, das Michel Buck in Kneipjacke, „Tönnchen“ und Band der *Ulmia* zeigt, soll nun auf diesem Wege einer breiteren Öffentlichkeit zugänglich gemacht werden. Unverkennbar ist dabei die geradezu erstaunliche Ähnlichkeit mit der allbekannten Fotografie, wie auch mit dem vergleichsweise hier ebenfalls abgebildeten Gemälde von Karl Baumeister aus dem Jahre 1877, was dem Können des Tübinger Lithographen Löffler noch nachträglich das beste Zeugnis ausstellt. Von diesem Steindruck selbst sind noch zwei Originale erhalten, wovon das eine mit den Farben der *Ulmia*, schwarz-weiß-gelb, koloriert ist (Band und Mütze). Neben Silhouetten waren solche Porträts zu jener Zeit unter Studenten „usus“ und zu Geschenkwzwecken sehr beliebt. Einigermassen „modern“ erscheint auf vorliegendem Bilde allerdings die Zigarre, die Buck in der Hand hält, denn damals galt noch die lange Couleuropfeife als unentbehrliches Studentenutensil.

Die Hoffnung, daß sich im Archiv der *Ulmia* noch die eine oder andere Kneipzeitung Bucks finden würde, ist leider bisher nicht erfüllt worden, und die Aussichten hierfür sind auch sehr gering, da der alte „Ulmer Spatz“, eine Sammlung einstiger Kneipzeitungen, schon seit langem vermißt wird. Durch einen überaus glücklichen Zufall jedoch ist eine kleine Begebenheit aus jener Zeit doch noch auf uns gekommen, eine heitere Episode, in deren Mittelpunkt unser Clara Buck selbst steht. In einem Aufsatz in der „*Ulmia*“, der Zeitschrift dieser Landsmannschaft (Nr. 4, 1906) wird nämlich etwas über den Inhalt jener verschollenen Sammlung berichtet, und so erfahren wir unter anderem, daß Julius Gös, der nachmalige Oberbürgermeister von Tübingen, „eine Suite, eine Romanze“ verfaßt habe, die in vollendeter Uhlandscher Art schilderte, wie Michel Buck in Sturm und Regen auf seinem nächtlichen Heimritt „seines Hauptes schönste Zierde“ verloren habe und nun auf der Suche danach nach Mitternacht in Rottenburg statt in Tübingen angelangt sei. Julius Gös, der etwas älter als Buck, damals eine Zeitlang Erstchargierter der *Ulmia* war, kannte diese Begebenheit also aus eigenem Erleben, und es besteht kein Zweifel, daß er mit dieser in Verse gesetzten Anekdote die bechernde „corona“ und auch unsern „Clara“ höchlichst erheiterte. – In jene Zeit fällt dann auch die Bekanntschaft mit dem späteren Staatsminister Schmidt, der, ebenfalls „Ulmer“, häufig als Gönner Bucks genannt wird. – Beim Empfänger des genannten Bildes, dem „Bürstier“ (von bürsten = trinken) handelt es sich um einen Studen-



Michel Buck 1877.
Nach einem Gemälde von Karl Baumeister

ten namens Bausinger, der – aus dem Hohenzollerischen stammend – wie Buck bäuerlicher Abkunft war. Wir erhalten somit trotz der an sich sehr spärlichen Nachrichten immerhin ein einigermaßen abgerundetes Bild über das gesellige Leben, an dem unser Michel Buck in Tübingen teilhatte.

Studenten sind junge Menschen, und Maßhalten ist noch nie Sache der Jugend gewesen. Die noch ungewohnte Freiheit von Schule und Elternhaus ist es, die den Studenten in überschäumender Lebensfreude bisweilen auch einmal über die Stränge schlagen läßt. Warum sollte darin ausgerechnet unser Michel Buck eine Ausnahme machen? Aus der strengen Zucht des Ehinger Konvikts sah er sich unvermittelt in einen für ihn völlig neuen, städtisch-akademischen Lebenskreis versetzt, und er warf sich mit seiner bäuerlich kraftstrotzenden Vitalität auf all das Neue, das ihm die kleine Universität am Neckar an Arbeit, Erholung und Zerstreuung zu bieten hatte. Daß er sich im Verlaufe dieser Zeit drei Polizeistrafen wegen „Störung der nächtlichen Ruhe“⁹ zuzog, wäre wirklich nicht der Rede wert, wenn es nicht doch irgendwie das Gesamtbild – und ich muß sagen, eigentlich recht sympathisch – beleben würde. Am 30. Mai 1856 schließlich wurde er vom Criminal Senat des königlichen

Gerichtshofes zu Tübingen wegen „ehrenkränkenden Bezüchts“ zu einer Festungsarreststrafe von zehn Tagen verurteilt, die er auf dem Hohenasperg verbüßte. Was diesem Vergehen im einzelnen zugrunde lag, wissen wir nicht. Landrat a. D. Gös, Tübingen, der Sohn des obengenannten Oberbürgermeisters Julius Gös, jedoch weiß noch von seinem Vater her zu erzählen, daß Michel Buck – wenngleich allgemein beliebt – etwas schwierig zu behandeln gewesen sei, was vielleicht nur besagt, daß er eben seinen ober-schwäbischen Dickschädel auch im städtischen Milieu nicht verleugnet hat. Es dürfte sich also vermutlich hier um einen an sich geringfügigen studentischen Ehrenhandel gehandelt haben, der in diesem Falle aus irgendwelchen Gründen nicht durch eine „Säbelpartie“, sondern gerichtlich ausgetragen wurde.

Der zweite „dunkle“ Punkt in Bucks studentischer Vergangenheit – um die Sache gleich in einem abzumachen – bezieht sich auf die Schulden, die der Studiosus Buck in den Jahren 1855 und 1856 in Tübingen machte. Wie es mit den Geldzuwendungen, die er von zu Hause erwarten durfte, bestellt war, wurde bereits erwähnt. Jedenfalls reichte ihm sein „Wechsel“ unter den gegebenen Verhältnissen nicht aus, und so finden sich in seinen Personalakten in der Universitätsbibliothek unter anderem vier Belege, in denen der damalige Stadtschultheiß Bierer jeweils bescheinigt, daß die „gegen den Stud. Michel Buck angezeigten, anerkannten Schulden bezahlt“ worden seien. Die Höhe der Summe ist dabei nur einmal mit „97 f 54“ angegeben. – Was diese Schulden im einzelnen anlangt, wissen wir zwar nicht, jedoch dürfte damit zusammenhängen, daß er, der zu Anfang bei Bäcker Zech gewohnt hatte, im Frühjahr 1856 von Bäcker Feucht aus der Neckarhalde zu Metzger Härtner umzog. Doch sei dem, wie ihm wolle, insbesondere diese Schulden dürften – wie Anton König berichtet¹⁰ – dazu geführt haben, daß aus Ertingen sehr ernste Ermahnungen kamen, „er möge doch fleißig studieren, daß er bald zu einem guten Ende komme“.

So wechselte Buck denn im Herbst 1856 nach München über, wo er sich innerhalb kürzester Frist den Doktorhut erwarb. Näheres über seine wissenschaftlichen Studien dort ist nicht bekannt. Diese Zeit steht für ihn jedoch im Zeichen des Münchner Dichterkreises „Zum Krokodil“, in dem sich unter der Schutzherrschaft des Königs Max II von Bayern die Dichter Deutschlands vorübergehend ein Stelldichein gaben¹⁰. Durch seinen Freund Franz Binder, der damals in München als Redakteur tätig war, fand er Eingang in diesen Kreis und bildete zusammen mit Graf F. Pocci, Dr. Hyazinth Holland, Joseph Viktor Scheffel und

anderen die Abendgesellschaft „Zum schwarzen Walfisch zu Askalon“. Seine Freundschaft mit Scheffel dauerte auch später noch fort. In diese Zeit fällt dann auch eine längere Ballade, die Michel Buck unter dem Titel „Gürg von Stetten“ jenem Kreise widmete.

Trotz allem scheint er jedoch innerlich sehr zerrissen gewesen zu sein, trieb er doch einer Krise entgegen, die schon bald ihren Höhepunkt erreichen sollte. Über seine damaligen inneren Kämpfe berichtet ein Brief an Franz Binder aus München vom 15. Dezember 1856:

„... was mich namentlich vorwärtstreibt, was mich namentlich zum Zweifler an der vermeintlichen Wahrheit des Materialismus gemacht hat, ist meine edle und verständige Braut, dieses tiefe innige weibliche Gemüth macht meinem hart verknöcherten Atheismus, der Trostlosigkeit des Nothwendigkeitsglaubens viel zu schaffen, sie weiß mich geschickt zu packen, denn sie kennt mich durch und durch und ihre Liebe ist nicht bloß eine sentimentale Schwärmerei, so ein unbewußter Drang, einen männlichen Götzen zu haben, sondern das Bestreben mich teilnehmen zu lassen an den Schätzen ihres reichen Gemüths, mich an sich zu ziehen aus der Unbarmherzigkeit eines ehernen Nothwendigkeitsglaubens, damit ich die Süßigkeit der Frucht koste, welche nur im gefühlvollen Herzen eines frommen deutschen Weibes wächst...“

Dieses Hohelied auf die Liebe läßt vielleicht die Ahnung Bucks bereits erkennen, woher ihm später die Rettung aus seelischer Not kommen sollte.

Über den an München anschließenden Aufenthalt Bucks in der alten Kaiserstadt Wien sind keinerlei Nachrichten vorhanden. In diese Zeit herein spielt jedoch schon jener verzweifelte Plan, der Michel Bucks Leben völlig aus den Bahnen zu werfen drohte. Sein Brief aus Ertingen vom 26. August 1857 an Franz Binder gibt uns darüber erschöpfend Auskunft:

„... Wider Erwarten schnell, fast ohne daß ich's wollte, bekam ich eine Anstellung als Schiffsarzt auf dem Postschiff *Nellson*, welches nach New York von Havac den 14. September absegeln wird... Ich bin mit vielen Hoffnungen gewappnet, denn „wenns die Hoffnung nicht wär, so lebt ich's nicht mehr!“ Ich habe keineswegs im Sinn auszuwandern, bewaffne mich daher mit einem ordentlichen Paß und so Gott will, werde ich im Lande der Abenteuer nicht absterben, will auch nicht hoffen, daß die Meerfräulein ein absonderlich Gefallen an mir fänden und letztlich meine Wenigkeit zu sich in die Tiefe hinabziehen. Diess also meine Pläne...“

Zu diesem Schritt kann ihn, einen Mann, der so tief in der Heimaterde verwurzelt war, sicherlich nur die

äußerste Verzweiflung getrieben haben. Näheres darüber und die Wendung zum Guten vernehmen wir aus einem Briefe an Hyazinth Holland vom 10. November 1857, geschrieben in Baach bei Zwiefalten, dem Wohnort seiner Braut:

„... Jetzt wäre ich in den riesigen Nabel des Strudels hinabgerissen worden, um den mein Schicksal den ganzen Sommer hindurch unheildrohend kreiste, da legte meine Braut ein entscheidendes Veto ein, und Transatlantien sammt all den Lustschlössern... schwanden – einem schweren, schweren Traum gleich, der meine Seele mit den Ungeheuern eines fiebernden Gehirnes in das Heerlager der banalsten Prosa hinüber zu hezen drohte. Ich machte das Staatsexamen und bestand es mit Erfolg, ... mir ward wieder so wohl ums Herz, ich fühlte mich meinen Neigungen, meiner Heimat, meiner Poesie, meinem innersten Wesen wie neu geschenkt – mit einer Art Entsetzen übersah ich den Gang, den ich in der letzten Zeit durcharbeitet, ich mußte darüber sinnen und grübeln, wie ich das alles mit so grauenhaft kaltem Blute beginnen konnte... Ich habe überwunden, aber ich schäme mich des Kampfes, denn ich würde mich glücklicher schätzen, wenn ich mich in diese Dinge nie eingelassen hätte; doch Du weißt es wohl zu würdigen, wozu ewige finanzielle Kazbalgereien am Ende den ruhigsten Weltbürger vermögen. Du wirst mir verzeihen, wenn ich in dieser Sturm- und Drangperiode der Freundespflicht zu vergessen schien, ich war Euch allen immer im Geiste nahe und mancher herbe Augenblick kam mir erträglicher vor, wenn ich mich in mich selbst zurückzog und beim lustigen Krokodil verweilte, durch den Zauberwald der deutschen Sage ins Schlaraffenland eines Germanisten streifte – und an Mimirs Quell neue Lust am alten Leben trank.“

Buck war sich neu geschenkt, und es erwartete ihn nun noch einmal ein volles und sehr fruchtbares Jahr der Freiheit in Tübingen bis zum November 1858, seiner gerichtsarztlichen Prüfung. Die in diese Zeit fallende Bekanntschaft mit Ludwig Uhland wurde an anderer Stelle bereits erwähnt. Im folgenden Jahre schon am 26. Mai 1859 aber vermählte er sich mit seiner Braut, Kreszenzia Brandegger, und er konnte in einem Briefe an Franz Binder vom 19. Juni 1859 von sich sagen: „... ich bin so glücklich, daß ich fast den Neid der Götter fürchte“¹¹. Seine ärztliche Praxis begann er auf Anregung seines Bundesbruders Schmidt, des späteren Staatsministers, in dessen Heimatstadt Munderkingen, siedelte jedoch noch im selben Jahre nach Königseggwald über. Damit aber fand jener für Michel Buck so entscheidende Lebensabschnitt, seine Studentenzeit, ihren Abschluß.

Es mag nun freilich eingewendet werden, hier sei manches ans Tageslicht gezogen worden, was besser im Dunkeln geblieben wäre, um das Bild, das man sich bislang von Buck gemacht hatte, nicht zu trüben. – Nun, wir wollen uns doch davor hüten, diesen urwüchsigen und wahrhaft volkstümlichen Mann in eine wohl abgezielte, idealisierende Schablone zu pressen, die er zu Lebzeiten wohl kopfschüttelnd und lachend gesprengt haben würde. Michel Buck war – und gerade das ist das Liebenswerte an ihm – ein Mensch wie wir mit allen Vorzügen und Unzulänglichkeiten, die mit diesem Menschsein verbunden sind. Daß er mit diesen Unzulänglichkeiten fertig wurde und so überragendes geleistet hat, das ist das wahrhaft Große an ihm. Seine Studentenzeit aber war nach seinen eigenen Worten eine alle großen Geister verbindende „Sturm- und Drangperiode“.

¹ Vgl. Heft 3, 1953, S. 140. – ² Die Kindheitserinnerungen enden mit dem Jahr 1848, sein Briefwechsel in der daran anschließenden Periode jedoch ist noch sehr spärlich und setzt erst im November 1856 ein. – ³ Am 6. März 1851. – ⁴ Brief an Franz Binder vom 17. Februar 1859. – ⁵ Entnommen den Personalakten des Universitätsamts in der Universitätsbibliothek Tübingen. – ⁶ Der „Schwäbische Schulmann“, Heft XXVI, 1914. – ⁷ „Ulmia“ wie „Danubia“ hatten landsmannschaftlichen Charakter und bezogen ihre Mitglieder vorwiegend aus dem schwäbischen Oberland. – ⁸ Anton Birlinger, der Germanist und spätere Professor in Bonn, gebürtig aus Wurmlingen bei Rottenburg a. N.; mit ihm zusammen gab Buck 1861 die Sammlung „Volkstümliches aus Schwaben“ heraus. – ⁹ Polizeistrafen vom 14. Dezember 1853, vom 9. Februar 1855 und vom 22. Mai 1855. Die beiden ersten Strafen wurden vom städtischen Polizeiamt Tübingen verhängt, die dritte vom Schultheißenamt Reutlingen. – ¹⁰ Haupt dieses Kreises war E. Geibel, es gehörten ihm ferner an: Graf Schack, F. Bodenstedt, F. Dahn, H. Leuthold, H. Lingg und P. Heyse. – ¹¹ So glücklich Bucks Ehe auch war, sie wurde getrübt durch den Tod dreier seiner vier Kinder.

Des Rätsels Lösung

Am steilen Hange nochgebaut
das Gotteshaus herniederschaut,
und wenn ich im vorüberschreiten
die Blicke ließ darübergleiten,
dann fiel mir immer obendrauf
das aufgesteckte Rad dort auf,
weil ich es nicht begreifen wollte,
was dieses Rad bedeuten sollte.
Ein Rad! Die Zeiten sind vorbei,
wo man für Malefizerei
als schlimmster Marter Ausgeburd
auf so ein Rad geflochten wurd'.
Das war es nicht. Entschieden nein!
Konnt es vielleicht ein Windrad sein,
das, von der Windsbraut jäh erfaßt,
in tollem Wirbel kreisend rast?
Doch nein! Es rührt sich nicht vom Flecke
auch wenn der Wind fährt um die Ecke.
Das also war es auch nicht, nein!
Was aber konnt es sonst noch sein?
Ach, mein ästhetisches Empfinden
ließ keine Ruhe mehr mich finden,
so daß in meinem Unverstande
ich an den Heimatbund mich wandte.
Bald ward mir auch zu guter Stund
des Räderrätsels Lösung kund:
Das sei, so sagte man mir heiter,
für's Storchennest und sonst nichts weiter.
Ich reiner Tor, ich muß gestehn,
ich hatte das noch nie gesehn!
Der arme Storch, der auf das Rad
sein eigen Nest zu flechten hat,
ein Märtyrer im Flügelkleid,

er tat mir fast ein bißchen leid.
Doch ist es ja in unsren Tagen
nur ein Vexierbild sozusagen,
denn weder Storch noch Nest war da,
der Storch war längst in Afrika.
Ich mag den Störchen es ja gönnen,
wenn keine Wohnungsnot sie kennen.
Doch frag ich mich: was hat denn nun
ein Storch mit einer Kirch zu tun?
Der Storch war ja doch niemals wohl
etwa ein christliches Symbol?
Er will nur etwas hoch hinaus,
womöglich auf dem höchsten Haus
sich für den Sommer etablieren,
um ungestört dort zu agieren.
Dort möcht er nahe bei den Glocken
gemütlich in dem Neste hocken
und ohne nur den Platz zu tauschen
des Pfarrers Sonntagspredigt lauschen.
Ein Rad jedoch, wozu auch immer,
paßt auf die Kirche nie und nimmer.
Da scheint mir eher angebracht,
daß er sein Nest aufs Rathaus macht
(ein Rad-haus ist dies darum nicht,
selbst wenn es dort an Rat gebricht).
Es ist ja in dem Rathaus immer
fürs Standesamt ein Sonderzimmer,
womit Freund Adebar, ihr wißt,
ja hauptamtlich beschäftigt ist,
und also möcht ich lieber sehn
ihn auf dem Rathausdache stehn
auf einem Beine mit Geklapper!
Und damit schließ ich mein Geplapper.

O. H.